

Weiter auf dem Camino Real

Zurück auf Mission

In Santa Cruz, der Stadt des Heiligen Kreuzes, setze ich meine Pilgerreise fort und kehre zurück zu meiner Mission. Heute möchte ich drei weitere Stationen in der Bay Area besuchen. Meine erste ist die Mission Santa Cruz. Hier lebten nie mehr als fünfhundert Ureinwohner. Eine wirkliche Kooperation mit ihnen hatte es nicht gegeben. Als dann im Jahr 1818 Piraten vor der Küste ankerten, flohen die Mönche zum Schutz in die nächstgelegene Mission Santa Clara. Prompt wurde die verlassene Station geplündert, jedoch nicht von den Piraten, sondern von den Eingeborenen. Betrieben wurde die Mission danach nicht wieder.

Aus dem Gründungsjahr 1791 ist heute nur noch ein Nebengebäude mit mehreren Räumen von Mission Santa Cruz vorhanden, in dem ursprünglich Familien der ansässigen Ohlone untergebracht waren. Dass es überhaupt erhalten geblieben ist, ist vor allem der Verdienst von Cornelia Hopcroft, die sich hartnäckig geweigert hatte auszuweichen, selbst als das Gebäude zu einem Museum umgebaut werden sollte. 1958 - im Alter von achtzig Jahren - verkaufte sie schließlich das Gebäude an den Staat Kalifornien gegen ein lebenslanges Wohnrecht. Bis zu ihrem Tod hütete sie diese historische Stätte und bewahrte sie vor der Zerstörung. Frau Hopcroft starb 1983 im Alter von 104 Jahren.¹⁰²

Die ursprüngliche Missionskirche war bereits 1857 in Folge eines Erdbebens zusammengestürzt. An ihrer Stelle

wurde im nachfolgenden Jahr eine neue aus Holz errichtet. Im Jahr 1887 ersetzte man diese durch eine reich verzierte Kirche im gotischen Stil, die bis heute intakt geblieben ist. Etwa zweihundert Meter südöstlich davon befindet sich eine Nachbildung der ursprünglichen Missionskirche im Maßstab 1:3, deren Bau 1931 durch einen reichen Bürger der Stadt finanziert wurde. Doch anstatt heilsamer, geistiger Energie kommt mir im Inneren des Gebäudes ein unangenehmer Geruch entgegen. Mir wird übel und ich muss dringend wieder an die frische Luft. Draußen schuftet ein einzelner Gärtner in der glühenden Hitze. Aus einem Container füllt er Erde in einen großen Kübel, huckt sich diesen auf die Schultern, schleppt ihn bis zu einem Beet vor dem Nachbau und verteilt dort die Erde. Der Mann ist hispanischer Abstammung. Viel verändert hat sich nicht in den letzten zweihundert Jahren.

In der neuen gotischen Kirche kann ich ebenfalls keine Andacht finden. Sie ist verschlossen. Mir gelingt es nicht, eine geistige Verbindung zu diesem Ort herzustellen.

Bevor ich jedoch weiter zur nächsten Mission fahre, halte ich zunächst in Santa Cruz am Lighthouse Field State Beach, um den Leuchtturm an der Spitze des Kaps zu besichtigen. Im Inneren des Gebäudes befindet sich heute ein Surf-Museum. Die Ausstellung erzählt in Bildern und mit Exponaten die Geschichte von drei hawaiianischen Fürsten, die 1886 das Surfen nach Santa Cruz brachten. Hier an der Mündung des San Lorenzo River hatten sie vor über hundert Jahren auf Dielenbrettern gesurft und die Einheimischen damit begeistert. Seitdem hat sich das Kap mit seinen hohen Wellen zu einem Zentrum des Surfsports entwickelt. Heute findet hier ein Wettkampf für Jugendliche statt. So wie sich in Deutschland die Eltern von fußballspielenden Jugendlichen um den Sportplatz gruppieren, versammeln sich die kalifornischen Eltern am Rand oberhalb der Klippen, um ihre Kinder im Surf-Wettkampf anzuspornen. Die Zuschauer sind ausgerüstet mit Kühlboxen und Campingstühlen, denn so ein

Wettbewerb kann sich hinziehen. Nicht die Uhr bestimmt hier die Spielzeit, sondern das Meer, das ohne einen festen Zeitplan seine Wellen ans Land schickt.

Bedrohlich nahe am Rande der Steilküste steht ein engagierter Vater, um seiner Tochter letzte Ratschläge zu geben. Das Mädchen ist derart fixiert auf ihn, dass es immer wieder den rechtzeitigen Einstieg in eine Welle verpasst. Ihr Vater ruft ihr immer wieder zu, sich Zeit zu lassen. Irgendwann ignoriert sie seine Zurufe und folgt ihrem eigenen Gefühl. Von ganz alleine kommt sie in Einklang mit dem Meer, findet den richtigen Zeitpunkt, aufs Brett zu steigen, und lässt sich von den Wellen weit bis an den Strand tragen. Schließlich reiht sich ihr Vater mit strahlender Miene wieder in den Kreis der anderen Eltern ein. Er ist zufrieden mit sich. Sein Zuspruch hatte Erfolg.

Nach einer Lunchpause fahre ich auf direktem Weg zur Mission San José. Sie liegt nicht etwa im Zentrum der gleichnamigen Stadt, wie man annehmen könnte, sondern weiter nördlich in Fremont. 1797 wurde sie im Dorf Oroysom der Muwekma-Ohlone gegründet. Hier gab es reichlich fruchtbares Land und Menschen, die in das Missionssystem eingebunden werden konnten. 1831 lebten in seinem Einzugsbereich etwa zweitausend Menschen.

Die ursprüngliche Kirche aus Lehmziegeln wurde 1868 durch ein Erdbeben zerstört und 1982 wieder instand gesetzt. Ihr Innenraum konnte so restauriert werden, wie er vor dem Erdbeben gestaltet war. Regelmäßig feiert die örtliche Gemeinde hier ihre Gottesdienste. Anders als in San Carlos Borroméo, San Luis Obispo, Soledad und San Miguel Arcángel finde ich in Santa Cruz und San José keinen Zugang zum spirituellen Fundament der Missionskirchen. Ich kann ihre Wurzeln nicht erspüren. Möglicherweise liegt es daran, dass über die Jahrhunderte viel von ihrem Originalzustand verloren ging.

Vielleicht bin ich heute auch zu sehr abgelenkt. Es fällt mir schwer, in Andacht zu gehen, da ich immer wieder an meine zerbrochene Beziehung denken muss und Gefühle von Enttäuschung, Ärger und Wut in mir aufsteigen. Ich bin wütend auf mich selbst, dass ich mich so täuschen ließ. Ich bin wütend auf diese Frau, die mir so lange Hoffnungen gemacht hatte. Doch meine Wut tut mir auch gut. Sie hat eine heilsame, reinigende und loslösende Wirkung.

Auf einem Pult liegt ein aufgeschlagenes Altarbuch. Ich hatte mir angewöhnt, beim Besuch einer Kirche die beiden offenen Seiten zu lesen. Heute finde ich hier den Psalm 126:

*Ein Lied im höhern Chor. Wenn der HERR die
Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie
die Träumenden.*

*Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge
voll Ruhmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden:
Der HERR hat Großes an ihnen getan!*

Der HERR hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.

*HERR, bringe wieder unsere Gefangenen, wie du die
Bäche wiederbringst im Mittagslande.*

Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

*Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und
kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.¹⁰³*

Und so bete ich, dass meine angestauten Gefühle, die noch in meinem Inneren gefangen sind, einen Weg nach außen finden mögen, damit sich der frei gewordene Raum wieder mit Freude füllen und ich meine Fülle leben kann. Als ich wieder ins Freie trete, erschlägt mich sengende Mittagshitze.

Im nahegelegenen Café mache ich Rast. Ein eiskalter Kaffee erfrischt mich und lässt meine Emotionen abkühlen.

Meine letzte Station ist heute die Mission Santa Clara de Asís. Sie ist die achte Mission, die ich auf meiner Pilgerreise besuche, und wurde als achte der einundzwanzig kalifornischen Missionen im Jahr 1777 gegründet. Es ist die erste Mission, die einer Frau gewidmet wurde. Die heilige Klara war eine frühe Weggefährtin des heiligen Franziskus und stammte wie er aus Assisi. Während Klara jedoch aus einer adeligen Familie kam, gehörte Franziskus als Kaufmann zur damaligen Unterschicht. Ein öffentlicher Umgang miteinander war ihnen dadurch unmöglich, es sei denn, sie lösten sich aus dem Sozialgefüge der damaligen Feudalgesellschaft heraus. Der Streit darüber, ob die beiden lediglich in tiefer religiöser Freundschaft miteinander verbunden waren, oder ob ihre Beziehung zeitweilig sexueller Natur oder eine Geschichte von abgewiesener oder unerfüllter Liebe war, dauert bis heute an. Es gibt einen umstrittenen Traum von Klara, der durch Filippa, eine Mitschwester, im Heiligsprechungsprozess bezeugt worden ist. Klara hatte ihr den Inhalt des Traumes geschildert.

Beim heiligen Franziskus angekommen, berührte dieser eine Brustwarze an seiner Brust und sagte zu mir: „Komm, nimm und sauge!“ Als ich dann gesaugt hatte, redete mir Franziskus zu, ich dürfte noch einmal saugen. Was ich aus der Brust sog, war so süß und köstlich, daß ich es auf keine Weise beschreiben könnte.¹⁰⁴

Es gibt Theologen, die eine Romanze schon deshalb für unmöglich halten, da Klara zwölf Jahre jünger als Franziskus war. Doch als sie am Palmsonntag 1211 ihr wohlhabendes Elternhaus verließ, um ihm zu folgen, war er dreißig und sie achtzehn Jahre alt.

In einer Nebenstraße finde ich einen Parkplatz und mache mich zu Fuß auf den Weg zum Campus der Santa Clara University, wo sich die alte Mission befindet. Das Unigelände erinnert mich in seiner Bauweise an Stanford. Die ockerfarbenen Gebäude mit Dächern aus roten Adobe-Ziegeln sind umgeben von einer kleinen Parkanlage aus Blumenstauden und Palmen. Der Campus hat eine beruhigende Wirkung auf meine Seele und meinen Geist. Wie jener in Stanford ist er für den öffentlichen Autoverkehr gesperrt. Ich laufe am Ricard Observatory vorbei, einer historischen Sternwarte, die zwischen 1890 und 1930 gebaut wurde. Sie erinnert mich an die alte Sternwarte auf dem Königstuhl in Heidelberg, die ich erst im letzten Winter für mich entdeckte. Brisa hatte mich auf einem Spaziergang durch den verschneiten Winterwald hingeführt. Wir schlüpfen durch ein Loch im Zaun, ohne zu wissen, dass das Haupttor für Besucher geöffnet war. Eine dicke Schneedecke lag auf dem Gelände, den Ästen der Bäume und den Kuppeln der Observatorien. Sie verlieh dem Ort etwas Außerirdisches. Es war ein zauberhafter Nachmittag voller Magie. Die Erinnerungen daran besänftigen mein Gemüt, in dem heute so viel Ärger hochgekommen war. Sie versöhnen mich wieder mit mir. In Santa Clara ist es warm und rote Rosen blühen ringsherum. Ich genieße den spätsommerlichen Nachmittag und lasse mich durch meine Augen und meinen Instinkt durch das Gelände führen. Wie gerne würde ich vieles von dem, was ich unterwegs sehe und erlebe, mit einer Frau an meiner Seite teilen.

Bald darauf erreiche ich die Mission. Im offenen Hof wird gefeiert. Die Gäste sind festlich gekleidet. Beim Vorbeigehen blicke ich durch die geöffneten Fenster eines Saales, bewundere die festlich gedeckten Tische und Stühle, deren Lehnen mit Hussen aus feinem Stoff überzogen sind. Zielstrebig gehe ich weiter zur Missionskirche und betrete den Innenraum. Wieder einmal erscheine ich auf einer Hochzeit in jenem Moment, als das Brautpaar fotografiert wird. Routiniert

schließe ich mich dem Berufsfotografen an und mache eine eigene Serie, nicht ohne das junge Paar vorher um Erlaubnis zu bitten. Die beiden sind heute auf „Ja“ eingestimmt und ermuntern mich sogar: „Ja, sehr gerne!“ Mit diesem Freibrief gerate ich jedoch in die Schusslinie des Profis, der mich höflich bittet, zur Seite zu treten bis er seine Arbeit getan hat. Ich mache Fotos wie im Rausch. Es ist meine vierte Hochzeit auf dieser Reise. Mir ist, als hätten meine Gedanken an vergangene Liebesbeziehungen und mein unermüdliches Fotografieren ein magisches Feld um mich herum aufgebaut. Eine Kombination aus diesen beiden Elementen zieht mich auf geheimnisvolle Weise an. Sind es meine Gedanken und Gefühle, die diese Situationen herbeirufen?

Für die letzten Bilder posiert das Brautpaar außen vor dem Eingang. Ich fotografiere die beiden aus dem Dunkel des Innenraums durch das geöffnete Portal. Wie in einem Scherenschnitt sieht man im Gegenlicht nur die Silhouette des einander zugewandten Paares. Braut und Bräutigam halten ihre Köpfe leicht geneigt und blicken voller Hingabe auf den Brautstrauß, den er in seinen Händen trägt. Dieses Bild bringt mich fast aus der Fassung.

Ich beende meine heutige Mission und fahre zu einem Motel am Camino Real. Bereits am Vormittag hatte ich es per Internet gebucht. Einen Block weiter finde ich ein Sushi-Restaurant. Heute Abend möchte ich mich wenigstens mit meinem Lieblingsessen verwöhnen. Das Lokal ist gut besucht von jungen Leuten, die paarweise oder in Gruppen die Tische besetzen. Ich bestelle ein preisgünstiges Menü und erhalte eine riesige, typisch amerikanische Portion, die ich vollständig verzehre. Mir wird klar, warum so viele junge Gäste hier speisen. Schon als ich zahle, liegt mir der rohe Fisch schwer im Magen. Aber wirklich gesättigt bin ich immer noch nicht. Meine Seele ist es, der es an Nahrung mangelt. Dieses Bedürfnis möchte auf andere Weise gestillt werden. Also gehe ich tiefer in mich hinein und frage mein inneres Kind, was es

braucht. Es verlangt nach Musik, nach leisen Tönen und ausgleichenden Harmonien, um wieder innere Ruhe zu finden.

Die Seele der Gitarre

Nach dem Abendessen fahre ich in einen Supermarkt für Musikinstrumente in der Nähe des Motels. Dort hoffe ich meine Seele durch Gitarrespielen mit Nahrung zu versorgen. Als ich das Geschäft betrete, läuft im Hintergrund „Black Magic Woman“¹⁰⁵, während sich ein Kunde darum bemüht, dem Original nachzueifern. Das Gitarrensolo von Carlos Santana vermischt sich mit den ersten Gehversuchen eines E-Gitarristen. Andere Kunden ignorieren die Musik aus den Lautsprechern und klampfen selbstversunken Riffs und Akkordfolgen vor sich hin, die mal verzerrt, mal in klaren Tönen den Raum zerteilen. Aus der Schlagzeugabteilung dringt das Stampfen einer Basstrommel. Die akustische Verschmutzung im Eingangsbereich ist kaum zu ertragen. Fluchtartig durchquere ich den klangverseuchten Hauptverkaufsraum und ziehe mich in die Abteilung für akustische Gitarren zurück. Sie ist durch eine Tür abgetrennt, die auch stets geschlossen gehalten wird, denn eine spezielle Klimaanlage sorgt dafür, dass die Luft zur Erhaltung der Holzinstrumente konstant auf einer Temperatur von 20 Grad und bei einer optimalen relativen Feuchtigkeit von 55 Prozent gehalten wird.

Ich musste selbst erfahren, wie empfindlich Gitarren auf Luftveränderungen reagieren können. Die Holzdecke meiner alten Flamenco-Gitarre war auf dem Rücktransport im Container von Kalifornien nach Deutschland an zwei Stellen aufgegrissen. Das Holz war überfordert von den starken Temperaturunterschieden zwischen Tag und Nacht und der hohen